

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang

– Mai 2025 –

Meiser, Martin: Das Evangelium nach Markus. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. (xii) 274 S. (NTD – Neubearbeitung, 2), geb. € 59,00 ISBN: 978-3-525-52221-9

Martin Meiser hat einen ausgereiften, ausgewogenen, hoch informativen, einen verlässlichen und anregenden Kommentar zum ältesten Evangelium vorgelegt, der sehr gut in die berühmte Reihe passt, so wie sie – in gebundener Form – heute ihr Publikum erreichen kann: alle, die eine Predigt oder eine Bibelstunde gut, aber nicht zu zeitaufwendig vorbereiten wollen, auch Studierende der Theol., nicht zu vergessen Lehrkräfte, die dem MkEv eine Chance im Unterricht geben, und diejenigen, die einfach nur neugierig sind, diese „volkstümliche“ Jesusbiographie (4), wie M. sie nennt, zu studieren, um auf diese Weise Jesus näher zu kommen, dem Text des NT und der lebendigen Erinnerungsgeschichte des frühesten Christentums. Sie finden ein Werk vor, das sich auf der Höhe der internationalen Jesusforschung befindet, ohne die eigene Gelehrsamkeit auszubreiten, und Positionen zur historischen Einordnung wie zur theol. Erschließung bezieht, die stets begründet sind und Alternativen nicht verschweigen, aber aus der Ungewissheit herausführen, wo immer es möglich ist.

Immer interessiert bei einem Kommentar die „Einleitung“ (1–26), die erfreulich kompakt bleibt, aber methodologische Neuheitselemente, die über die klassische Einleitungswissenschaft hinausführen, nicht verschmäht, wie narratologische Studien und „performance criticism“ (die auf mündliche Vorträge verweisen). Nicht nur die hergebrachten „Wer, was, wann, wo?“ – Fragen werden diskutiert, auch Zeit- und Raumkonzepte werden eruiert (12–14). Für M. ist das Evangelium kurz nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels (am ehesten) im Osten des Imperiums geschrieben worden, von einem Markus, dessen Beziehungen zu Johannes Markus aus Jerusalem und zum Markus der ntl. Paulus- und Petrus-Tradition offenbleiben müssten, der aber als Jude aufgewachsen sei und Griech. als Muttersprache beherrscht habe. Der Sprachstil ist durch die Septuaginta geprägt. Der Blick des Evangeliums ist der mitten aus dem Volk hoch zu den Mächtigen, die Jesus kritisiert hat. Das Evangelium ist sprachlich, gedanklich, weltanschaulich ganz in die antike Zeit seiner Entstehung eingebettet – und ragt aus ihr durch den Bezug auf Jesus heraus. „Gott“, „Jesus Christus“ und „Nachfolge“ sind die Themen und Perspektiven seiner Theol.

Die Auslegung folgt, wie erwartet werden darf, konsequent dem biblischen Text. Kompakte Exkurse zu den Themen „Christus“ „Johannes der Täufer“, „Galiläa“, „Gottesherrschaft“, „Menschensohn“, „Fasten“ sowie „Pontius Pilatus“ leuchten Hintergründe aus. Literarkritische Erwägungen spielen kaum eine Rolle, historische Einordnungen sind vorsichtig, theol. Auswertungen treten zurück: Der Kommentar lässt den Text sprechen, was zur Reihe gut passt.

Er zeigt an vielen Stellen, wie tief die Bedeutungsräume sind, die durch die einfache Sprache erschlossen werden: ob beim Genitiv „Evangelium Jesu Christi“ (M.: „von Jesus Christus“) in Mk 1,1 oder beim „Unglauben“ in Nazareth (94), ob bei der Deutung der „Kleinen“ von Mk 9,43–48 auf die Jünger, die in Versuchung geführt werden (146–147), oder beim „Kind“-Werden von Mk 10,16 im Modus des Empfangens (152), ob beim Blasphemie-Vorwurf im Synhedrion (221–223) oder beim Ausruf des Hauptmanns unter dem Kreuz, der nicht als Bekenntnis, sondern als Ausdruck der Bewunderung gedeutet wird (238). Die Liste ließe sich erheblich verlängern. Immer werden jüdische Parallelen beigezogen, und zwar nicht kontrastiv, sondern konstitutiv für den Sinn, immer Parallelen aus der hellenistischen Kultur, wo es gilt, Sinnbezirke abzumessen. Insgesamt entsteht eine Kette markanter Auslegungen der vielen Szenen, die Markus zusammengetragen hat, um Jesus vor Augen zu führen.

Selbstverständlich lässt sich bei einem dichten Kommentar an einzelnen Stellen Kritik üben. Ist der Zusammenhang von Sünde und Krankheit in Mk 2,1–12 tatsächlich „unkritisch“ (52) oder nicht vielmehr hoch differenziert, weil er die rettende Macht des Menschensohnes an körperliche und seelische Heilung knüpft? Muss das sog. Naherwartungslogion Mk 9,1, das angeblich einen Irrtum der Jesustradition erkennen lässt, nicht mit dem christologisch begründeten Nichtwissen des Sohnes über den Zeitpunkt der Parusie nach Mk 13,32 abgeglichen werden, so dass die eschatologische Dialektik linearer Zeit berücksichtigt wird (134. 200)? Kann die neue Familie, die Mk 10,28–30 verheißt, nur die „Gemeinde“, kann es nicht auch die alte sein, die durch Verlassen neu gewonnen wird (156–157)? Bricht das Schweigen der Frauen, die vom Grab fliehen, wirklich ihre Treue zu Jesus (244)? Die Rückfragen lösen aber neue Rückfragen aus – nicht das schlechteste Ergebnis eines Kommentars.

Wer beim Lesen des Kommentars Fehler oder Lücken sucht, ist auf dem Holzweg. Bei allem Respekt sei aber eine Grenze des Kommentars markiert: Die große Zurückhaltung, Kontextdynamiken zu analysieren, seien es Fortsetzungen und Varianten, seien es inszenierte Brüche und Gegengeschichte, hebt sich wohltuend von spekulativen Konstruktionen einer narrativen Christologie und Anstrengungen einer alten oder neuen Leben-Jesu-Forschung ab; doch das Bild Jesu selbst tritt hinter den Episoden zurück, die von ihm erzählt werden. Jenseits des Historismus ist dieser Bezug zu Jesus aber für ein Evangelium konstitutiv. Der Evangelist schreibt in der Tat keinen Bildungsroman, er zeichnet auch kein Psychogramm Jesu. Aber ihm geht es um den Menschensohn, der Gottes Sohn ist und bei der Taufe erfährt, in ein messianisches Amt eingesetzt zu werden, das sein gesamtes Leben und Sterben bestimmen wird, bis in die Auferstehung hinein. Die Versuchung wird nur gestreift. Dadurch fehlt dem Gethsemane-Gebet ein Gegengewicht. Das Beten, das Staunen, das Zürnen, das Mitleid Jesu: Sie zeigen eine Christologie des wahren Menschseins, um derentwillen das Evangelium ein theol. Gattung erster Güte ist.

Den Vorgängerbd. hat Eduard Schweizer geschrieben. Die Fußstapfen sind groß. M. hat seinen eigenen Weg gefunden, mitten hinein in die Glaubenslandschaft der synoptischen Tradition, von der bis heute das Jesusbild entscheidend geprägt ist.

Über den Autor:

Thomas Söding, Dr., Seniorprofessor für Neutestamentliche Exegese an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum (thomas.soeding@rub.de)